

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 30 (1940)

Heft: 6

Artikel: Volkskunde aus dem obern Möhlental [Fortsetzung]

Autor: Ackermann, Josef

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

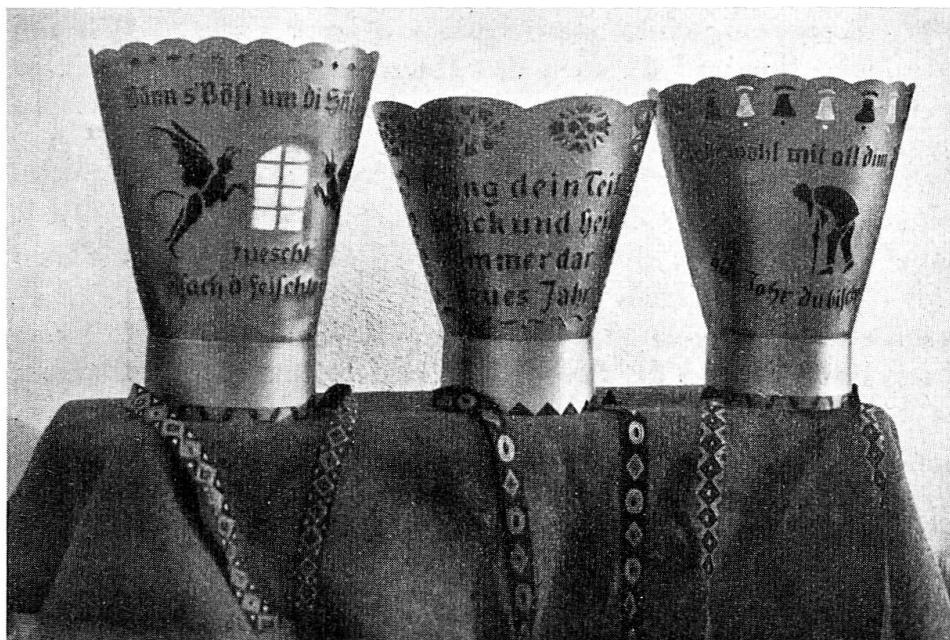
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Klaushüte.

Photo E. Jucker, Wald.

betätigen. Aber auch in andern Gemeinden des Oberlandes sind originelle Klaustypen bekannt. Mit nahezu 80 Jahren noch ist der „Strahlegg-Hans-Jörli“ (Marx Bosshard † 1917) klausen gegangen. Im Jahr 1912 konnte sich Marx Bosshard rühmen, 60 Jahre lang, seit 1852 jedes Jahr als Klaus mitgemacht zu haben. Bosshard trug in seinen besten Jahren bis 14 Glocken am Glockenring, später waren es nur noch 6 und im Alter noch 4 Glocken. Die schaurige Larve, die er trug, war aus Draht verfertigt, seine Mütze war des Nachts durch ein Kerzenlicht beleuchtet; unter dem linken Arm trug er den Nussack. Lustig war es, seinem beim „Glockentanz“ gesungenen O-ho, O-ho, O-ho! zuzuhören. Hatte er die Belohnung erhalten, dankte er mit einem: „Vergelts Gott viel tusig mol!“ — Ein anderes Original war der „Baumer Heiri“ oder auch „Saalander“ genannt (Heinrich Bosshard von Saland-Bauma), der seine Klausfahrten über die Nachbargemeinden hinaus bis nach Volketswil ausdehnte.

Volkskundliches aus dem obern Möhlintal.

Von Josef Ackermann, Wegenstetten.

Das Kornmass.

Früher verkauften die Bauern ihre Frucht seltener beim Gewicht, als beim Kornmass. Grundlage hiefür war der Sester. 10 Sester waren ein Sack. Die Frucht- und Mehlsäcke waren in der Regel aus weissem Zwilchstoff gemacht und fast unverwüst-

lich. Besonders schön waren mit schwarzer Farbe die Namen aufgemalt, hie und da auch das Hauszeichen, eine Blume, ein Werkzeug, oder ein Stern etc. Unten standen der Wohnort und die Jahreszahl der Sackzeichnung. Wandernde Maler besorgten gewöhnlich die Ausführung dieser Arbeiten. In den Sack eingemessen wurde mit dem Sester. Nach jeder Füllung wurde der selbe entweder mit dem Streichbrett gestrichen oder mit dem Roller gerollt, je nach Vereinbarung. Der Roller war ein gedrechseltes Rundholz mit seitlich zwei Oesen zum Aufhängen. Wenn im Spätherbst der Dreschet vorbei war, rühmten die Bauern, sie hätten so und so viele Säcke aufgeschüttet im Kornkasten.

Zur Mühle.

Früher wusste man noch nichts von Mahlkarten und Mahlprämien. Viele Bauern führten ihre Frucht selber zur Mühle. Zu einer „Imahlete“ nahm man je nach der Grösse der Familie 2—3 Säcke mit, das Mehl wurde nicht sofort verbacken, wenn es aus der Mühle kam, es musste vorerst einige Tage lagern. In der Mühle wartete der Vater in der Regel, bis der Müller die Frucht „grändlet“, geröllt, und seine 10 % genommen hatte. Alle Wochen ein bis zweimal fuhr der Müllerknecht in die „Chehri“, brachte den Leuten, welche nicht selbst zur Mühle gingen, das Mehl, trug es in die Stube und stellte es auf der Ofenbank ab. Konnte er wieder ein „Zmühli“ mitnehmen, musste er beim Auffassen auf der Bühne helfen und dann den Sack auf den Wagen tragen. Als Belohnung erhielt er einen Schoppen oder im Winter ein „Bränz“. Der Müllerlohn, 10 % der gereinigten Körner, kam in einen Sack, als sogenanntes „Mühliguöt“. Es wurde gelegentlich auch vermahlen, das Mehl verkauft, oder es buk die Müllerin Brot zum Verkauf, das guten Absatz fand. Es kam oft vor, dass man auch einem auswärtigen Müller auflud, wenn man glaubte, der Dorfmüller habe das Mehl zu dunkel gemacht, oder er habe zuviel davon genommen. Die Kunden von auswärts nahmen in der Regel „Znüni“ oder „Zobe“ mit. Früher bot sich für die leiblichen Bedürfnisse noch eine andere Gelegenheit, da bei vielen Mühlen ein Wirtschaftsbetrieb war, so in Wegenstetten der „Schwanen“, in Hellikon „Zu den drei Tannen“. Der Müller musste früher oft einen breiten Rücken haben, da er vielen Neckereien ausgesetzt war, wie: Dr Müller isch dr ufrichtigscht Schelm, er stiehlt, as mes gseht, oder: Em Müller muess me nit vorha er stähli, d'Lüt bringenems jo ! Was stiehlt dr Müller? frogt me d'Chatz u chlimmtsi i Schwanz. „Mähul“!

Pfingstgeist.

Noch zu Anfang des Jahrhunderts war es in Hellikon üblich, dass die Hausmutter mit ihren Kindern am Pfingstfest nachmittags 12 Uhr entblössten Hauptes ins Freie trat, drei Vaterunser und den Glauben sprach, in der Meinung, dass der Pfingstgeist auf sie herabkomme. Man war auch der Meinung, der Papst gebe in dieser Zeit unter freiem Himmel den Segen über die Christenheit.

Das Pfingsthorn oder Pfeischthorn.

Am Pfingstnachmittag zogen früher die Buben in den Wald, um Weidenholz für die Pfingsthörner zu schneiden. Spiralig wurde die Rinde aufgeschnitten und hornförmig aufgedreht und mit Dornen gehetzt. Oben wurde ein „Hippi“ aufgesteckt, und das Instrument war fertig. Lustig wurde auf dem Heimweg geblasen.

Das Heukreuz.

Ist das Heu auf einer Wiese geladen und der Wagen abgerecht, so hat die Nachrecherin mit dem Handrechen das Fallheu zusammenzunehmen. Von den letzten Büscheln, die in den Rechen kommen, macht die Recherin ein Kreuz, das auf der Wiese liegen bleibt. In den 3 höchsten Namen bittet sie, dass man mit dem Wagen gut heimkomme und die Matte nächstes Jahr wieder guten Ertrag gebe.

Das Baumschütteln.

Ist ein Obstbaum fertig gepflückt, so schüttelt man an der noch stehenden Leiter dreimal unter Anflehung der 3 höchsten Namen. Man dankt und bittet für nächstes Jahr wieder um den Baumsegen.

Das Strohband.

Beim Einläuten des Weihnachtsfestes am 24. Dezember an Adam und Eva banden vorzeiten die Bauern in ihren Baumgärten Strohbänder um die Kernobstbäume, in der Meinung, für das kommende Jahr den Äpfelertrag zu sichern. Äpfel durften an diesem Tage nicht gegessen werden, um sich vor Eiterbeulen zu bewahren. Adam und Eva gilt als Abstinenztag für Äpfel, weil an diesem Tage die Eva den Adam mit einem Apfel verführte.

Das Spreustreuen.

Dieses galt als grosse Schande für solche, die es anging. Wenn bei einem Anlass ein Verheirateter mit einer ledigen Tochter in ein Verhältnis kam und sie heimbegleitete, wurden die beiden unbemerkt auf dem Heimweg von den Dorfburschen verfolgt. Aus einer durchlöcherten Hosentasche wurden Spreu fallen gelassen bis zum Wohnhaus der Liebhaberin. Am Morgen wusste dann bald das ganze Dorf, was in vergangener Nacht geschehen war.

Der Fulacher.

Beim Getreideschneiden arbeitete man früher oft um die Wette. Man machte sich eine Ehre daraus, wenn man einen Faulenzer oder Schwerfälligen brandmarken konnte. Man nahm ihn in die Mitte, schnitt seitlich schnell vorwärts, um einige Schritte weiter vorn den Nachzügler quer abzuriegeln. Für den Spott brauchte man nicht zu sorgen. „Fulacher!“ rief man.

Das Fegsand.

Küchen-, Keller- und Stallgefässen waren früher meist aus Holz gemacht. Die Geschirre wurden von wandernden Kübelhändlern aus dem Schwarzwald gekauft. Wöchentlich mussten die Gefässen sauber gefegt werden; dazu diente das Fegsand, das man im „Tübech“ bei Rothenfluh alljährlich in der Karwoche holte.

Der Fleischausrufer.

Wenn vorzeiten ein Bäuerlein von seinem geschlachteten Säulein Fleisch verkaufen wollte, beauftragte es einen Knaben, der im Dorfe herumlief und laut rufend die Sache bekannt machte. „Wer will schöns Schwinifleisch chaufe, — de sell zu Michael Joseph Schreiber laufe, s’Pfund für feuf Batze“! Als Entschädigung bekam der Ausrüfer für seinen Dienst den „Hinterstiel“.

Das Bandschäubli.

Verbote auf Grundstücken wurden früher dadurch gekennzeichnet, dass man an einem Besenstiel ein zusammengebundenes Schäubli, ein sog. Band- oder Verbotschäubli aufstellte. Dem Zeichen wurde Respekt erwiesen, Fehlbare wurden bei Anzeige bestraft. Das Schäubli ersetzte die Verbottafel und wurde allgemein anerkannt. Der Flurname „Schäublimatt“ ist offenbar auf ein früheres Verbotzeichen zurückzuführen. Das sog. Rebschäubli, das die Mutter zum Anheften in den Reben brauchte, hatte blos längeres Stroh, war aber gleich exakt ausgekämmt und abgeschnitten.

Die Wied.

In früheren Jahren wurden die Wellen alle mit einer Holzwied gebunden. Diese wurde aus einem glatten zweijährigen Trieb der Haselstaude gemacht. Vom Betttag an suchte man Hecken, Waldränder, Holzäcker ab, um Material für die Wellenbänder zu bekommen. Wehe dem, der die Banngrenze überschritt, um solche anderswo zu suchen! Bannwarte und Förster wachten über jeden Frevler. Das fruchtete oft nicht viel. Am Leodegarstag, 2. Oktober, wenn die Schupfarter Feiertag hatten, wurde von Wegenstetten aus die Banngrenze überschritten und Wieden gehauen. 200 bis 300 Stück wurden auf dem Rücken heimgetragen und für einige Tage im Schopf aufgestellt. Nachdem das Holz „gediegen“ war, wurden dann an einem Herbstabend die Wieden gedreht, entweder für den Selbstgebrauch aufbewahrt oder verkauft, das Stück zu 1 bis 3 Rappen.

Das Garbenband.

Zur Zeit der Dreifelderwirtschaft waren die Fluren, Äcker und Wiesen von einander durch Hecken getrennt. Weiden und Haselstauden waren da zu finden. Zweijährige Triebe dienten zur Erntezeit als Garbenbänder, die teils noch mit Stroh eingeflochten wurden. Mit dem Garbenknebel band man die Garben. Später machte man die Garbenbänder aus Bandstroh, von Roggenhalmen. Schon während des Winters wurden solche angefertigt. Heute sind die grünen Hanfseile im Gebrauch. Wird das Getreide gepuppt, werden die Büschel mit dem eigenen Stroh gebunden.

Der Tausch.

Zur Zeit des Zelgrechtes hatte man wenig Vieh. Man trieb meist Ackerbau, und der Reichtum der Bauern bestand in grossen Fruchtvorräten auf der „Schütti“. Der reichste Bauer hatte nicht mehr, denn zwei Kühe, dagegen hatte jeder 2 bis 6 Stiere, für den Zug. Im Winter wurden sie dann ausgemästet und auf Ostern verkauft. Das schönste Tier wurde als sogenannter Osterstier, bekränzt in die Schlächterei geführt. Kälbermästerei und Milchwirtschaft gabs nicht. Beim „Gusten“ der Kühe holte man die Milch bei einem Nachbar, der sie aufschrieb. Bezahlte musste sie nicht werden, da man sie später im Tausch wieder zurück erhielt. Ähnlich verhielt es sich mit Rahm und Butter. Geld wurde dadurch gespart. Auch die Arbeit wurde oft im Tausch verrichtet. Man lebte früher viel sozialer als heute. Beim Hausbau wurde

immer von den Nachbaren ausgeholzen. Bei einem Brandungslück wurden reichlich für die Verunglückten alle zum Leben notwendigen Sachen gesammelt. Persönliche Arbeit wurde unentgeltlich geleistet. Reiche Bauern schenkten Bauholz und führten Steine. Bei der Aufrichte half das ganze Dorf mit. Die Schüler mussten die Ziegel tragen, dafür bekamen sie ein Stück Brot, Käse und ein Glas Wein.

Das Ritseil.

Die Scheunenböden wurden früher alle aus Lehm gemacht, weil auf diesen Böden am besten zu dreschen war. Lehm vermengte man mit „Gersten- und Haberüsel“ und Salz, um den Boden bindig zu machen. Nachdem man den Lehm verebnet hatte begann die Arbeit, die längere Zeit dauerte. Täglich musste der neue Boden zuerst bespritzt und nachher mit der „Spitz-“ und hierauf mit der „Breitdelle“ geschlagen werden. Stampfen und treten war besonders gut. Das Ritseil wurde auf den Sonntag aufgemacht. Das lockte Schüler und Schulentlassene an. Eine bestimmte Reihenfolge musste eingehalten werden, um Streit zu verhindern. Der Bursche galt als der mutigste, der seinen Sitzkameraden bis an die Obertenne hob. An zwei Sonntagen war jeweilen die Scheune zu diesen Belustigungen offen. Der Boden wurde fest und zerbröckelte später nicht.

Das Brillenmähen.

Viele junge Burschen waren im Heuet froh, wenn sie als Mähder gefragt wurden. Wehe dem Geizhals, der alles selbst mähen wollte! An einem weit sichtbaren Ort wurde ihm von Spottvögeln mitten in der Matte eine Brille gemäht. Die Tat wurde verschwiegen und der Eigentümer ausgelacht.

Der Mutech.

Wenn im Herbst Obst und Nüsse eingehheimst waren, zogen die Buben „uff e Noläset“ (Nachlese). Unter allen Bäumen wurde Nachschau gehalten ob da oder dort ein Apfel, eine Birne oder Nüsse liegen geblieben seien. War auch am Baum nichts mehr zu sehen, schalt man den Eigentümer einen Geizhals. Besondere Aufmerksamkeit schenkte man den Nussbäumen. Wenn diese geschwungen waren, durfte man herhaft das Laub unter denselben durchsuchen. Jeder Bube hatte früher daheim eine alte Kiste, die mit Emd ausgepolstert war. Da wurden die Apfel- und Birnenfunde als Vorräte angelegt, welche man Mutech nannte.

Gleicher Zweck diente auch eine Ecke im Emdstock. Nach Bedürfnis wurde dann von den Vorräten genommen. Die Nüsse wurden als Kilbinüsse in einer alten Schachtel aufbewahrt. Um den Bestand zu mehren, wurde oft noch mit Kameraden gehöckelt und gekegelt. Der Verlierer musste immer eine Nuss als Tribut bezahlen.

Die Ernte und das Glückskorn.

Früher wurde das Getreide geschnitten. Man unterschied schneiden unter der Faust und das „Jäten“ mit der Sichel. Bei letzterer Arbeit kam man viel weiter. Man fasste mit der umgekehrten linken Hand einen grossen Büschel Halme und drückte diese links seitwärts, während man mit der Sichel kräftig einschlug. Hauptsächlich bei Gerste und Haber wurde diese Ernemethode angewandt. Wenn die Frucht überreif war fielen so mehr Aehren ab. Bei vielen Bauern galt es als Sünde das Korn so zu schneiden. In den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts kam dann das Fruchtmähen mit der Sense, die ein besonderes Gestelle trug.

Das Glückskorn wurde erst im letzten Acker geerntet. Diese Arbeit hatte der jüngste Schnitter oder die jüngste Schnitterin zu besorgen. Wer das Glückskorn schnitt, musste niederknien und drei Vaterunser beten, hierauf musste er dreimal in den drei höchsten Namen je drei Ähren schneiden. Die neun Ähren wurden zusammengebunden und zu Hause in der Stube hinter dem Kruzifix an der Wand über dem Tisch aufgesteckt. Am 15. August, an Mariä Himmelfahrt, zierte das Glückskorn die Mitte des Kräuterpalms und wurde mit diesem in der Kirche gesegnet. Wenn nun der Bauer seinen Acker wieder bestellte, vermengte er die Körner oder Spelzen des Glückskorns mit dem Saatgut und streute dasselbe in den drei höchsten Namen wieder ins Feld.

Bücherbesprechungen.

H. Jenny, Kunstmüller der Schweiz. 3. Aufl. Bern, Büchler 1940.
Fr. 14.—.

Das bewährte Handbuch kann schon in 3. Auflage erscheinen. Der Verfasser rechtfertigt sich in der Vorrede mit guten Gründen, dass er nicht schon in dieser den ersten beiden so rasch folgenden Auflage Ergänzungen bringen konnte. Wenn man Orte nachschlägt, die einem gut bekannt sind, so freut man sich jeweilen über die unzähligen genauen Angaben, die hier über alte und moderne Kunst (hauptsächlich Baukunst) vereinigt sind. Erfreulich ist die Aufmerksamkeit, mit der auch da und dort die Bauernhäuser erwähnt werden.

P. G.